

Heim-Suche

JENNY ERPENBECK: **Heimsuchung**, Eichborn Verlag, Berlin 2008, 192 Seiten, 17,95 EUR.

Kaum kann ich in Worte fassen, worin die besondere Magie dieses schmalen Buches besteht. Ist es die Form, so einfach wie raffiniert? Ein Roman ist das nicht eigentlich, kein durchgehender Erzählstrang, vielmehr eine lose Reihung einzelner Geschichten, deren Ganzes sich erst allmählich erschließt. Zwölf Schicksale werden in längeren oder kürzeren Episoden erzählt – dazwischen geht es immer wieder um den Gärtner, die verbindende Person an dem einen Ort, der sie alle verbindet beim Gang durch die Zeiten, von den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis in die Nachwendzeit: das Ufer eines märkischen Sees, das Ferienhaus, das dort nach der ersten Geschichte gebaut worden ist, reetgedeckt natürlich; ein Nachbargrundstück mit einem Badehaus.

Vielleicht ist die Zeit die geheime Hauptperson; deshalb wohl der Prolog, in dem die Entstehungsgeschichte der märkischen Landschaft jener Gegend über 24 000 Jahre skizziert wird, wo erst in der Neuzeit das eintrat, »was man in der Wissenschaft als Desertifikation bezeichnet, zu deutsch Verwüstung«. Aber Menschen haben sich hier immer einrichten können – für ihr kurzes irdisches Dasein. Der Epilog widmet sich wieder einer Verwüstung ganz anderer Art, beispiel- und sinnbildhaft an diesem einen Ort.

Der »Großbauer (der Schulze) und seine vier Töchter« leben in einer Zeit, in der noch starke Sittenregeln aus dem Volksglauben gelten: »Wenn eine heiratet, darf sie sich ihr Brautkleid nicht selbst nähen«. »Will eine Jungfer erfahren, ob sie bald heiraten wird, muss sie in der Sylvesternacht an den Hühnerstall klopfen«. Die Regeln helfen nicht, man kann daran zerbrechen, keine der Töchter heiratet, eine bleibt verwirrt nach einem verbotenen Liebesabenteuer, sie ist »aus der Welt des Benehmens ausgeschert«, ihr Erbgrundstück wird verkauft. »Der Architekt« baut dort das Ferienhaus für sich und seine junge Frau. »Heimat planen, das ist sein Beruf. Vier Wände um ein Stück

Luft, sich mit steinerner Kralle aus allem, was wächst und wabert, herausreißen, und dingfest machen. Heimat. Ein Haus, die dritte Haut, nach der Haut aus Fleisch und der Kleidung. Heimstatt.« Viel später, zur Zeit der DDR, wird er an Schrauben gescheitert sein, die er aus dem Westen besorgt hat, und dorthin fliehen müssen. Abschließend denkt er darüber nach, »ob es im Deutschen eine Zeitform gibt, die das Kunststück fertigbringt, die Vergangenheit zur Zukunft zu erklären«.

Das Nachbargrundstück mit Badesteg hatte er während der Nazizeit zur Hälfte des Verkehrswertes gekauft und, wie es sich gehört, eine Entjudungsgewinnabgabe von 6% gezahlt. »Der Tuchfabrikant« hat sich dort wirklich da»heim« gefühlt. »Heim. Wenn es regnet, riecht man die Blätter des Waldes und den Sand. Alles klein und mild, die ganze Landschaft dort am See, so überschaubar.« Die Zeit lässt Dauer nicht zu. Zwei Zeiten, zwei Orte, zwei Teilgeschichten ineinander gewoben – diese Geschichte ist am schwersten zu verstehen und zugleich die erschütterndste. Szenen aus Kapstadt, wohin Ludwig mit Anna ausgewandert ist und wo die kleinen Töchter zwischen Rosen, Eukalyptus- und Feigenbäumen spielen, wechseln mit Szenen am märkischen See und Bruchstücken der Lebensläufe der anderen; einige abgebrochen, in raffinierten Rück- und Vorblicken. Die Eltern (Großeltern) schaffen die Ausreise nicht mehr, obwohl alles vorbereitet ist; ihr Tod im Gaswagen wird knapp und drastisch aufgezeichnet. Auch die Schwester und ihr Mann überleben nicht; ihre Tochter Doris hatten sie zu einer Tante nach Berlin gebracht. In welcher Zeit befindet man sich gerade?

»Die Frau des Architekten« lacht gerne und ein bisschen zu viel; immer wieder werden Witze erzählt. Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Gegen Ende des Krieges muss sie sich im begehbaren Schrank verstecken, ein Sowjetsoldat findet sie doch. Seitdem rinnt »durch das Loch, das der Russe ... in ihre Ewigkeit gebohrt hat, die Zeit fortwährend aus«, rinnt und rinnt. »Das Mädchen« (Doris aus der anderen Geschichte), zwölfjährig, hat sich im Warschauer Ghetto in einer dunklen Kammer versteckt – hier kommt

der märkische See nur in der Erinnerung vor –, wird aber entdeckt und erschossen werden. Sie fragt sich: »Wenn man mit zwölf Jahren stirbt, erreicht man dann auch das Alter schon früher?« Die Schriftstellerin, die in dem Volkseigentum wohnen darf – sie war als Kommunistin im sowjetischen Exil gewesen – tippt als erstes I-c-h k-e-h-r-e h-e-i-m in die Schreibmaschine. »Nein, sie und ihr Mann sind nicht nach Deutschland heimgekehrt, sondern sie wollten dies Land, und es war nur zufällig das, dessen Sprache sie sprachen, heimholen in ihre Gedanken«. All ihre Leidenschaft galt jetzt »dem Versuch ..., durch die Buchstaben hindurch ihre Erinnerungen in die Erinnerungen anderer zu verwandeln ...« »Die Besucherin« versteht jetzt, was ihr Mann, ein Ukrainer, damit meinte: »Der Löwenzahn ist der gleiche wie zu Hause, und auch die Lerchen. Jetzt, als alte Frau, ist sie in den Satz hineingewachsen, den ihr Mann vierzig Jahre zuvor immer gesagt hat ...« »Der Kinderfreund« (Freund aus Kindertagen) überlegt: »Vielleicht gibt es das ewige Leben schon zu Lebzeiten, aber weil es anders aussieht, als man es sich erhofft, nämlich jenseits von dem, was geschehen ist, wie das alte, erkennt es nur niemand.«

Die »unberechtigte Eigenbesitzerin« (es ist die Enkelin der Schriftstellerin) wird das Haus als letzte abschließen, denn die Erben der Frau des Architekten haben erfolgreich Antrag auf Rückübertragung gestellt, wir sind in der Nachwendzeit. »Sie hatte ihrem Mann nicht erklären können, dass von dem Moment an, als sich abzeichnete, dass sie in diesem Haus nicht alt werden würde, die vergangene Zeit in ihrem Rücken zu wuchern begann ... Wie mit Schlingen band die Zeit den Ort dort fest, wo er war, band die Erde an sich selbst fest ...« Der Epilog beschreibt in präziser Faktensprache den Abriss des Hauses. »Bevor auf demselben Platz ein anderes Haus gebaut werden wird, gleicht die Landschaft für einen kurzen Moment wieder sich selbst.«

So wölbt sich der Bogen dieser Geschichten der Heimsuche, die zu einem Roman verbunden sind – jede in ihrem eigenen Stil, von den Volksmundregeln der alten Zeit bis zum Juris-

ten- und Bürokratendeutsch der wieder vereinten Länder. Jenny Erpenbeck schafft es, in einer knappen, schlichten Sprache – die aber zugleich immer wieder schöpferisch-poetisch wird – ganz viel Wesenhaftes zwischen den Zeilen aufleuchten zu lassen. Sie verklärt nicht und beschönigt nicht. Bewundernswert scheint mir auch, wie Jenny Erpenbeck die außerordentlich gründliche Recherche (die Danksagungen lassen das ahnen) und Elemente eigenen (Er)Lebens in wahrhafte Schilderungen jenseits bloßer Wirklichkeitsabbildung umzuschmelzen verstanden hat. Ich empfehle, sich dem Zauber dieses eigenartigen Sprachwerks auszusetzen.

Helge Mücke

Ein ganzer Mensch

HUGH BARR NISBET: **Lessing. Eine Biographie**, aus dem Englischen von Karl S. Guthke, C.H. Beck Verlag, München 2008, 1024 Seiten, 39,90 EUR.

Werden die repräsentativen Gestalten, voran die Gestalter des aufklärerischen Denkens aufgerufen, dann ist G. E. Lessing eine vorrangige Stellung zuzuweisen. Der Dichter und Kritiker, der Literaturhistoriker und Religionsphilosoph hat bis in die Gegenwart herein deutlich erkennbare Spuren hinterlassen, und zwar nicht nur als der immer wieder von neuem aktualisierbare Dramatiker. Sein Leben und Schaffen ist zwar durch eine Vielzahl biographischer Darstellungen präsent. Was aber die vorliegende, im Rahmen der historischen Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung erschienene Würdigung von Leben und Werk Lessings anbelangt, so dürfte ihr eine epochale Bedeutung zuzumessen sein. Zum einen gehört diese Biographie zum Hauptforschungsgebiet des englischen Autors, der bis zu seiner Emeritierung Professor für Germanistik an der University of Cambridge war. Während zweier Jahrzehnte widmet er sich diesem Werk im Zusammenhang zahlreicher Studien zu den prägenden Gestalten der Geistesgeschichte des 18./19. Jahrhunderts. Zum anderen trug der Harvard-Professor K. S. Guthke, auch er Experte der Lessing-Forschung, als

Übersetzer wesentlich dazu bei, dass dieses Werk eine adäquate Sprachgestalt erhielt. Geboten wird ein Lebensbild, das im Kontext der damit zusammenhängenden Geistesgeschichte das ihm angemessene Profil bekommt.

Als selbstverständlich ist vorauszusetzen, dass in der gebotenen Ausführlichkeit alle Stationen von Lessings innerem wie äußerem Leben behandelt werden: Geburt, Kindheit und frühe Jugend des lutherischen Pfarrerssohns im sächsischen Kamenz, Besuch der Fürstenschule St. Afra in Meißen samt Studium der obligatorischen Theologie und Philologie in Leipzig und Wittenberg – ehe Berlin, dann wieder Leipzig und Hamburg, dazu elf Bibliothekarsjahre in Wolfenbüttel neben zahlreichen Reisen und kürzeren Aufenthalten zwischen Preußen, Österreich und Süditalien, diesem nur fünf Jahrzehnte umfassenden Leben einen rasch fluktuierenden Charakter verleihen. Dem entspricht die Beweglichkeit seines Denkens und Schaffens im Geiste der Humanität, der Toleranz, wie wir sie durch seine großen Dramen, nicht weniger von seinen Analysen und Kritiken her kennen. Erst neunzehn Jahre alt, entscheidet er sich bereits für Weg und Schicksal eines freien Schriftstellers, dem man mit Blick auf seine Dramen mit Friedrich Hebbel bald »Harmonie von Stoff und Form« bescheinigt. Oder dem Heinrich Heine nachsagt: »Er konnte alles für die Wahrheit tun, nur nicht lügen ...« Auch Thomas Mann zögerte nicht mit dem Lob: »Zum ersten Mal in Deutschland verkörpert er den europäischen Typus des großen Schriftstellers«, der das Licht geliebt habe.

H. B. Nisbet gelingt es, viel Licht auf dieses Menschenleben zu werfen, und zwar nicht nur, um Lessings »zentrale und repräsentative Gestalt der deutschen Aufklärung« zu präsentieren, sondern auch um das Menschlich-allzu-Menschliche seiner in vieler Hinsicht dynamischen Existenz hervortreten zu lassen. Was die der Allgemeinheit bekannten Lebensbeschreibungen nicht bieten können, das gestattet diese breit angelegte und in vielen Details aufgefächerte Lessing-Biographie. Dem Autor ist zuzustimmen und als Ertrag zu buchen, was er als Intention eingangs in Aussicht stellt, nämlich

das Bestreben, das wechselseitige Zusammenwirken von Leben und Werk miteinander zu verbinden. »Der Reiz dieses Vorgehens besteht darin, dass es möglichst viele Elemente des Lebens und Werks zusammenbringt und dadurch – idealerweise – zahlreiche bisher übersehene Verbindungen entdeckt, die zwischen ihnen bestehen.« Dabei kann es nicht verwundern, dass Ergebnisse der Lessing-Forschung erweitert, bisweilen auch korrigiert werden. Jedenfalls war Nisbet bestrebt, einem »eindimensionalen Biographismus« zu entgehen. Das gelingt ihm nicht zuletzt dadurch, dass er das Jahrhundert in seiner politischen wie kulturellen Vielgestalt reichlich zu Wort kommen lässt, und das durch Mendelsohn und Kant, durch Klopstock, aber auch durch Voltaire und dessen königlichen Gesprächspartner Friedrich bevölkert ist.

In dieser Landschaft begegnet man »Nathan dem Weisen«; man nimmt an den theologischen Auseinandersetzungen teil, die zur Geburt der modernen Bibelkritik geführt haben und die schließlich den Ausblick auf die »Erziehung des Menschengeschlechts« eröffnen. Zusammen mit den Freimaurer-Gesprächen »Ernst und Falk« gehören sie zu Lessings Spätwerk. Immer ist das Humanum des Humanisten Lessing mitbedacht, nicht zu vergessen die erlittenen Enttäuschungen und die unvermeidlichen Rückschläge, die von Wutausbrüchen »als Gegenmittel gegen seine Depression« begleitet sind. Mit einem Wort: Vor uns liegt ein eindrückliches Zeugnis eines Menschenlebens, das dem Nachdenken – samt der ausführlich referierten Wirkungsgeschichte des Schriftstellers – reichlich Stoff bietet. Dies vielleicht in Anlehnung an Herders Nachruf in Lessings Todesjahr 1781: »Wo bist du nun, edler Wahrheitssucher, Wahrheitskenner, Wahrheitsverfechter – was siehst, was erblickst du jetzt? ... Wo du irrtest, wo dich dein Scharfsinn und dein immer tätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Mensch warst, warst du es gewiss nicht gern, strebtest immer, ein ganzer Mensch, ein fortgehender zunehmender Geist zu werden.«

Gerhard Wehr

Würdigung der Engel

ANDREI PLESU: **Das Schweigen der Engel**, Berlin University Press, Berlin 2007, 221 Seiten, 24,80 EUR.

Informiert man sich auf der Webseite des bekannten Internet-Buchhandels Amazon über die Engel-Literatur der letzten Jahre, so fallen Titel auf wie die folgenden: *Engel begleiten Deinen Weg*; *Engel-Notruf: Himmlische Hilfe zu jeder Zeit*; *Die Engel antworten*; *Engel-Hilfe für jeden Tag*; *Der Engel-Ratgeber: In jeder Lebenslage Schutz, Beistand und Trost durch die himmlischen Wesen finden*; *Erzengel und wie man sie ruft ...*

Ohne die Bücher zu kennen, die sich hinter diesen und ähnlichen Titeln verbergen, kann man doch den Eindruck gewinnen: Die hier gemeinten Engel sind für den Menschen in Aktion. Sie stehen ihm, wenn er ihrer bedarf oder mit ihnen in Kontakt treten will, selbstverständlich und jederzeit zur Verfügung. Die dabei angelegte Vorstellung der Engel: kundenfreundliche, service-orientierte Dienstleister, innovativ, open minded, gemeinnützig, allerdings (in der Regel) unsichtbar.

Im Vergleich dazu mutet der Titel des zuletzt ins Deutsche übersetzten Buches von Andrei Plesu, *Das Schweigen der Engel*, so an, als seien die Engel von ihrer kundenorientierten Unternehmensstrategie abgekommen, als befänden sie sich in Streik oder als handle es sich ganz einfach nicht um dieselbe Spezies, von der hier die Rede ist.

Was uns heute zumeist unter dem Stichwort Engel begegnet, sind die Engel der erstgenannten Sorte. Sie scheinen zuständig für das uns Menschen Dienliche und Nutzbringende, für all das, was wir ersehnen und hoffen, ja sie erscheinen zuweilen als eine Art Erfüllungsgehilfen des menschlichen Egoismus. Engel hingegen, die schweigen, öffnen den Blick für ganz andere Welten und wecken allein durch ihr Schweigen Empfindungen anderer Art. Eine dementsprechende Stimmung scheint jene berühmte, von Dürer dargestellte engelhafte Gestalt auszustrahlen, die in dessen Kupferstich *Melencolia I* den Mittelpunkt bildet. Einem stillen, betrachtenden

Sinnen hingegeben, versinnbildlicht sie die Aktivität eines meditativen Tuns, das gewöhnliches menschliches Maß übersteigt.

Wer ist der Denker und Autor, der uns unter solchen Vorzeichen in die Welt der Engel einzuführen unternimmt? Andrei Plesu ist rumänischer Philosoph, Kunsthistoriker und Politiker. Er gehörte dem Dissidentenkreis um den Philosophen Constantin Noica an und musste 1982, bald nach Beendigung seines Studiums, Rumänien verlassen. Nach seiner Rückkehr wurde er in ländliche Abgeschiedenheit verbannt. Nach den Umwälzungen von 1989 jedoch und dem Sturz des Ceausescu-Regimes wurde er bis 1991 Kulturminister des Landes, 1994 war er Mitbegründer des New European College, das er nach dem Vorbild des Institute for Advanced Study in Princeton ausbaute und bis heute leitet. Zwischen 1997 und 1999 intensivierte er als parteiloser Außenminister Rumäniens die Annäherung seines Landes an den Westen. Er hat einen Lehrauftrag für Religionsphilosophie in Bukarest inne und war als Gastprofessor tätig u.a. in Berlin. Für seine politische und literarische Tätigkeit wurde er wiederholt ausgezeichnet.

Die Schrift Plesus beinhaltet eine zeitgenössische »kleine Engelkunde«, eine Angelologie. »Vorgenommen habe ich mir (...), dem heutigen, üblicherweise skeptischen und theologisch zumeist ungebildeten Leser, der sich immerhin einen Rest Neugier und intellektuelle Rechtschaffenheit bewahrt hat, die Engel als *plausiblen* Gegenstand nahezubringen. Ich habe mich, anders ausgedrückt, darum bemüht, der Angelologie die kulturelle Würde und die existentielle Prägekraft wiederzugeben, die sie, wie ich glaube, verdient.«

Das so Vorgenommene wird in einer behutsamen, unspektakulären, gelegentlich fast zärtlich zu nennenden Weise angegangen und verfolgt, den Gegenstand der Besinnung von verschiedensten Gesichtspunkten aus in den (inneren) Blick nehmend, jenen suchend, befragend, in skizzenhafter Form herausarbeitend, dabei mit lebendiger gedanklicher Frische und Klarheit, konsequent, voller Überraschungen, ohne falsche Kompromisse.

Zwei Denkbewegungen Plesus scheinen mir grundlegend, ohne deren Verständnis seine Ausführungen nicht in ihrer besonderen Fruchtbarkeit für die Annäherung an ihr Thema erfasst werden können. So rückt der Autor dem Denken in einander ausschließenden Gegensätzen, sogenannten Dichotomien, energisch zuleibe. Beliebte Gegensatz-Konstruktionen wie »Materie und Geist«, »Leib und Seele«, »Gut und Böse« machen den Reichtum der Welt zunichte, verunmöglichen ein nuanciertes und einfühlsames Verständnis der Welt und erst recht des Menschen. Entwicklung menschlicher Individualität von A nach B ist nicht denkbar ohne die Integration, die Überwindung, das In-sich-Enthalten scheinbarer Gegensätze und Widersprüche. Darüber hinaus schließt das entsprechende Denken jegliche möglichen Zwischenwelten von vornherein aus, es hat den Zwischenraum zwischen Gott und dem Menschen geradezu systematisch entleert. Dabei ist es eine Tatsache, dass die heiligen Schriften aller großen Kulturen dieser Welt einhellig davon ausgehen, dass der Bereich zwischen dem höchsten Wesen und dem irdischen Dasein außerordentlich dicht, lebendig und vielfältig bevölkert ist.

In diesem Zwischenreich sind die Engel zu suchen, in ihm bewegen sie sich, haben ihr eigentliches Lebens- und Aufgabenfeld. Hier können sie gefunden und gedacht werden. Die Engel als Phänomene bzw. Wesen des Dazwischen, der Übergänge, des botenhaften Unterwegs-Seins; entsprechend die Bezeichnung als »Geister des Zwiellichts«. Plesu beschäftigt sich mit ihnen, indem er die binären Weltentwürfe beharrlich verwirft und deren beschränkende Wirkungen für die Erkenntnis treffend benennt. Jenseits solcher Anschauungen, Welten der Zwischenräume und Übergänge auslotend und erhellend, findet er einen Weg, sich seinem Gegenstand zu nähern.

Eine weitere Revision des Alltagsdenkens nimmt Plesu vor, indem er verbreitete Vorstellungen von innen und außen, sofern sie Wesen betreffen, in Frage stellt und in sachgemäße Ordnung bringt. Unbedacht neigen wir dazu, den »Geist« in unserem »Inneren« anzusiedeln, dieses Innere mit Begriffen der Subjektivität er-

fassen zu wollen und es im Verborgenen hinter unserer leiblichen Hülle festzumachen. Um Welt und Wirksamkeit der Engel zu denken, sind derartige Vorstellungen alles andere als hilfreich.

Die Betrachtung mittelalterlicher Kunst bringt uns weiter: Der Nimbus bzw. Heiligenschein als Ausdruck einer Qualität des Inneren wie außen um das Haupt der Dargestellten gelegt. Ebenso wird in vielen alten Relieffplastiken, z.B. an Kathedralen, die menschliche Gestalt umgeben von einer Art Mandel, der Mandorla, die ebenfalls seelische und geistige Qualitäten zum Ausdruck bringen soll, welche wie eine Art Mantel das Äußere des Leibes umhüllen. Hier umgibt die Innerlichkeit eines Wesens dessen äußeren Körper wie die Schale einen Kern. Der Geist bildet Umkreis, aus dem sich die physischen Körper gleichsam herauskristallisieren. Wenn nun in dieser »Äußerlichkeit« des Geistes, jenem autonomen Reich, welches Gott und dem Menschen gemeinsam ist und sie umfasst, sich zugleich auch zwischen ihnen aufspannt, die Engel als Boten und Vermittler aufgesucht werden: Mit welchen Mitteln kann dies geschehen? Welches ist das »Organ« für die Wahrnehmung der Zwischenwelten, in denen die Engel ihre Heimat haben? Das gesuchte Organ, so Plesu, gehöre zur Familie der Einbildungskraft. Wie diese in ihrer Form als *Einbildung* rein subjektive Bildwelten hervorbringe, die nur in ihrem Erzeuger Wirklichkeitswert besitzen, so sei dies bei der *Vorstellung* anders. Diese in ihrer ursprünglichen Bedeutung darf verstanden werden als eine Wirklichkeit heraussetzende schöpferische Tätigkeit. Die Schöpfung der Welt ist im höchsten Sinne eine ursprüngliche Vor-Stellung Gottes. Gott imaginiert die Welt im Sinne des Setzens einer in sich selbst bestandsfähigen Wirklichkeit, die zuvor nicht besteht. Die *imaginatio vera* ist es, die unendlich viel produktiver als alle menschliche Phantasie und von gleicher Beschaffenheit wie die Schöpferkraft Gottes, die Welt der Engel als eine wahrhaftige Wirklichkeit zu »visualisieren« vermag. Vor diesem Hintergrund entfaltet Plesu in beinahe aphoristisch zu nennender Form einen weiten Horizont an vielfältigen Engel-Gedanken,

welche u.a. die Musik, das Böse, das Verhältnis zum Menschen, das Bildhafte, die Völker, die Liebe und das Opfer sowie das Schweigen berühren und beinhalten. Neben der eigenen Weitsicht und geistigen Bereitschaft des Autors, immer wieder Neues und Ungewohntes zu denken, kommt bei seinen Ausführungen ein ungeheurer Kenntnisschatz an Engel-Motiven zum Tragen, der sich weit über den christlichen religiösen Kontext hinaus erstreckt.

Der Rezensent schließt sich in Bezug auf das vorliegende Werk von ganzem Herzen der Bemerkung Plesus an: »Das Nachdenken über Engel ist, so viel kann ich versichern, eine gute Therapie gegen intellektuelle Mediokrität, vor der niemand ganz gefeit ist.«

Nothart Rohlfs

Eine kritische Einführung

LORENZO RAVAGLI: **Zanders Erzählungen. Eine kritische Analyse des Werkes »Anthroposophie in Deutschland«**, Berliner Wissenschaftsverlag BWV, Berlin 2009, 440 Seiten, 39 EUR.

Hier ist eine außerordentlich detaillierte, gedankenreiche und tiefgehende Einführung in die Anthroposophie als Geisteswissenschaft und in Steiners Werdegang als Geistesforscher anzukündigen. Sie ist kritisch und systematisch, da sie sich sowohl mit den meisten gängigen Vorurteilen gegen Tatsache und Begründbarkeit von anthroposophischer Geistesforschung auseinandersetzt als auch die wichtigsten philosophischen, methodologischen, anthropologischen und kosmologischen Grundlagen ausführlich darstellt. Man lernt die Stellung von Steiners philosophischen Hauptwerken aus dem 19. Jahrhundert zu seinem Gesamtwerk kennen und lernt denken, in welcher konkreter Weise die nach 1901 entfalteten geisteswissenschaftlichen Forschungsergebnisse präzise Weiter- und Tieferführungen dieser frühen anthroposophischen Keime in philosophischem Gewande sind. Hier wird die Kontinuität von Steiners Früh- und Spätwerk nicht nur im Allgemeinen behauptet, sondern detailliert nachgewiesen.

Insbesondere wird auch deutlich, weshalb, auf

welche Weise und mit welchem Resultat sich Steiner intensiv mit der theosophischen Tradition auseinandergesetzt hat. Es bestand für ihn weder persönlich noch sachlich ein Anlass, etwas abzukupfern noch seine Phantasie anregen zu lassen, sondern schlicht und einfach mit der Darstellung der eigenständig erarbeiteten Forschungsergebnisse an vorhandene Einsichten anzuknüpfen und diese, wenn nötig, zu korrigieren.

Das Buch konzentriert sich auf Kerninhalte der Anthroposophie und endet in seiner Darstellung vor allem des schriftlichen Werkes im Wesentlichen mit der *Geheimwissenschaft im Umriss*. Das hat seinen Grund auch darin, dass es sich an die von Zander selbst sogenannten »Herzstücke« seiner Untersuchung anlehnt.¹ Warum Zander? Ach ja, fast hätte ich es vergessen: Das Buch ist eine Auseinandersetzung mit Zanders Entstellungen der Anthroposophie. Ihnen verdankt es seine Entstehung. Gäbe es Zander nicht, so gäbe es auch dieses Buch nicht, was außerordentlich schade wäre.

Nun aber doch einige Worte zu Ravaglis Deutungen von Zanders Deutungen der von Zander speziell ausgewählten Quellen zur Geschichte der Anthroposophie. Um es gleich vorweg zu sagen: Ich habe Zanders Werk nicht gelesen. Und wenn auch nur die Hälfte von dem, was Ravagli an Auslassungen, Fehlinterpretationen, Entstellungen, naivem Für-wahr-Halten etc. der Quellen durch Zander nachweist, stimmen sollte, erübrigt sich meines Erachtens eine Lektüre. Um es kurz und schmachvoll zu sagen: Nebst den Unterstellungen ad personam contra Steiner möchte Zander nachweisen, dass Steiner alles bei den Theosophen abgeschrieben hat, und wo er keine entsprechenden terminologischen (!) Verwandtschaften gefunden hat oder nachweisen kann, vermutet er welche oder fühlt sich einfach »erinnert« an irgendwelche ähnlichen Wort- oder Zeichenfolgen anderer »Geistesforscher«. Dabei legt er großen Wert darauf, dass er von Anthroposophie nichts versteht, ja nichts verstehen will, um scheinbar objektiv zu bleiben – um dabei einer interpretatorischen Seichtigkeit und Willkür zu verfallen, die ihresgleichen suchen. Er hält

sowohl Geistesforschung als auch geistige Anliegen geradezu für unmöglich, reduziert deshalb zwangsläufig Steiners Persönlichkeit auf ein Bündel seelischer Triebe und findet dementsprechend, messerscharf argumentierend, nur noch Macht und Geltungstrieb als Motive zur Darstellung und Verbreitung der anthroposophischen Geisteswissenschaft und seiner Arbeit in der Theosophischen und dann in der Anthroposophischen Gesellschaft.

Dieses Strickmuster ist dabei so einfallsreich, wie wenn ein Wissenschaftshistoriker, der nichts von Mathematik versteht und auch nichts davon verstehen will, nachweisen wollte, dass die gesamte moderne Mathematik auf die Griechen und Hebräer zurückgeht, da Mathematiker sich in überreichem Maße griechischer und hebräischer Symbole bedienen, die zugleich in mehrfacher Bedeutung vorkommen, was natürlich nur Ausdruck eines Machtkampfes unter den Mathematikern zur Verteidigung ihrer jeweiligen Vormachtstellung sein kann.

Was Materialsammlung und Quellenfleiß betrifft, so hat Zander offenbar ausdauernd gearbeitet, und seine Arbeit wäre wirklich verdienstvoll gewesen, wenn er es dabei hätte bewenden lassen. Auf der Grundlage der bereits oben erwähnten intensiven Auseinandersetzung Ravaglis mit den Inhalten der Anthroposophie und seiner Reflexion der methodischen Grundlagen der Hermeneutik, kann dieser meines Erachtens mit Recht nachweisen, dass Zander nicht einmal den einfachsten Regeln seiner eigenen Wissenschaft in der Interpretation und Kritik dieser Quellen genügt: Ohne weitere Nachweise, kritische Diskussionen oder sachgerechte Kontextualisierungen werden »neutrale« und explizit gegnerische Quellen von vornherein als verlässlicher eingestuft als Steiners eigene Aussagen, ganz zu schweigen von der anthroposophischen Sekundärliteratur, die in Bausch und Bogen als hagiographisch oder unkritisch abgelehnt wird.

Es ist Ravagli hoch anzurechnen, dass er sich dieser mühseligen Arbeit unterzogen hat und Zander nach Strich und Faden auseinandernimmt, ohne irgendeinen Hauch von Polemik. Zurück von Zanders Werk bleibt ein absto-

ßender Trümmerhaufen, der nur allzudeutlich macht, dass hier von Zanders Seite aus keine Irrtümer vorliegen, sondern eine klar geplante systematische Dekonstruktion der anthroposophischen Geisteswissenschaft und der Person Rudolf Steiners mit einem von vornherein feststehenden Ergebnis.

Dass es sich lohnt, das Werk von Ravagli trotzdem zu lesen, habe ich eingangs dargestellt. Was Zander an wichtigen Inhalten und Quellen weglässt, wird von Ravagli ergänzt. Mit seinem grenzenlosen Einfallsreichtum an seit Steiners Zeiten bekannten Einwänden schenkt Zander Ravagli die Möglichkeit, in aller Ruhe und Sachlichkeit auf viele zentrale Motive der anthroposophischen Geisteswissenschaft in gedankenreicher Gründlichkeit einzugehen – was will man mehr?

Renatus Ziegler

1 Helmut Zander: *Anthroposophie in Deutschland. Theosophische Weltanschauung und gesellschaftliche Praxis 1884–1945*, Band 1 u. 2, Göttingen 2007.

Karmaforschung

THOMAS MEYER: **Rudolf Steiners »eigenste Mission«. Ursprung und Aktualität der geisteswissenschaftlichen Karmaforschung**, Perseus Verlag, Basel 2009, 175 Seiten, 18 EUR.

Thomas Meyer hat ein Buch *Rudolf Steiners »eigenste Mission«. Ursprung und Aktualität der geisteswissenschaftlichen Karmaforschung* vorgelegt. Darin geht er der Bedeutung nach, die die Erforschung von Reinkarnation und Karma für Rudolf Steiner hatte. Rudolf Steiner hat die Wiederverkörperung des menschlichen Geistes und die damit einhergehende Schicksalsbildung sowohl rein gedanklich begründet (z.B. in *Theosophie*, GA 9) als auch eine Fülle konkreter karmischer Zusammenhänge anhand einzelner historischer Persönlichkeiten erforscht (insbesondere GA 235-240). Thomas Meyer zeigt auf, wie Steiner zu dieser seiner »Mission« kam und wie er sie, gegen zahlreiche innere und äußere Widerstände, ein Leben lang verfolgte. Meyer stützt sich in seinem Buch in erster Li-

nie auf Selbstzeugnisse Steiners: seine unvollendete Autobiographie *Mein Lebensgang*, biographische Aussagen Steiners in Vorträgen und gegenüber einzelnen Persönlichkeiten wie Walter Johannes Stein, Friedrich Rittelmeyer und Eduard Schuré. Diese Aussagen und Selbstzeugnisse werden von Meyer zusammengeschaud und verborgene Zusammenhänge herausgearbeitet. Eine besondere Schlüsselrolle in Meyers Untersuchungen kommt dem 9. November 1888 zu. Rudolf Steiner hielt an diesem Tag einen Vortrag über Goethes Ästhetik in Wien – ein »in doppelter Hinsicht entscheidender Vortrag« (S. 39). Dieser Vortrag enthielt Grundelemente einer neuen Ästhetik im Anschluss an Goethe sowie erste Grundlagen der späteren anthroposophischen Geisteswissenschaft; darüber hinaus löste dieser Vortrag aber in einem der Zuhörer – dem Zisterzienserpater Wilhelm Neumann – ein Erlebnis aus, das dieser Steiner gegenüber nach dem Vortrag mit den Worten aussprach: »Die Keime zu diesem Vortrage, den Sie heute uns gehalten haben, die liegen schon bei Thomas von Aquino!« (S. 40)

Diese zunächst unscheinbare Begebenheit war – wie Meyer detailliert aufzeigt – das Initialereignis für Rudolf Steiners Karmaforschung. Das Auf- und Ernstnehmen dieser spontanen geistigen Resonanz Wilhelm Neumanns führte Steiner zu der Reinkarnations-Erkenntnis seiner eigenen vorhergehenden Inkarnation – zu der Erkenntnis, dass seine eigene unsterbliche Individualität in einem vorigen Leben als Thomas von Aquin verkörpert war. Dieser karmische Zusammenhang zwischen Rudolf Steiner und Thomas von Aquin wurde u. a. von Autoren wie Wilhelm Rath und Emil Bock untersucht, deren Arbeiten Meyer aufgreift und fortführt.

Dem ersten Teil des Buchs »Rudolf Steiners Weg zur Karma-Erkenntnis« folgt ein zweiter Teil »Vom Geist-Erinnern im Schülerumkreis«. Hier wird u. a. behandelt, wie Marie von Sivers (die spätere Ehefrau Steiners) ganz eigenständig und zur großen Überraschung Steiners zu einer Einsicht in die Aquino-Verkörperung der Individualität Rudolf Steiners gelangte. Eine Tatsache, die erst 2002 durch die Veröffentlichung eines Briefes von Marie von Sivers an

Eduard Schuré (in GA 262) der Öffentlichkeit bekannt geworden ist.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle all die Einzelheiten zu besprechen, die Meyer vor seinem Leser ausbreitet, um den *konkreten Entwicklungsgang* und die *konkreten Ergebnisse* der Karmaforschung Steiners transparent zu machen. Die Darstellungsart Meyers zeugt von dem Mut, das Thema nicht nur allgemein-gedanklich abzuhandeln, sondern wirklich eine Fülle von Details im Leben und Karma-Forschen Steiners anzuschauen, und um ein umfassendes *Verständnis* derselben zu ringen. Auch schreckt Thomas Meyer nicht vor einer gewissen Polarisierung zurück, was den heutigen Umgang mit dem Werk Rudolf Steiners und insbesondere seiner Karmaforschung betrifft: »Gerade heute gibt es mehrere Gründe, sich auf das zu besinnen, was Steiners »eigenste Mission« war und wie er sie erfüllt hat. Der vielleicht wichtigste dieser Gründe scheint mir darin zu liegen, dass sich gegenwärtig eine Scheidung der Geister abzeichnet, die sich durch die gesamte anthroposophische Bewegung und Gesellschaft zieht und die wohl noch schärfer in Erscheinung treten wird: Auf der einen Seite wirken jene Menschen, die in der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners einen welthistorischen Beitrag zur Menschheitsentwicklung erblicken, der in seinem wissenschaftlichen Charakter nicht nur einzigartig ist, sondern für alle nachfolgenden geistigen Forschungen als maßgeblich betrachtet werden muss und aus dem noch während Jahrhunderten, ja vielleicht Jahrtausenden zu schöpfen sein wird – was selbständiges Ausarbeiten oder gar Neuentdeckungen keineswegs ausschließt; auf der anderen Seite stehen Menschen, die Steiners Anthroposophie als ein zwar erstaunliches, aber in vieler Hinsicht überholtes Kulturphänomen betrachten, das einem auf geistigem wie praktischem Feld manche Anregung vermitteln kann, im Übrigen aber mehr historische Bedeutung hat.« (S. 9)

Auch wenn man diese »Scheidung der Geister« in Bezug auf Rudolf Steiner und die Anthroposophie für übertrieben oder eine einseitige Anschauung halten mag, man wird doch nicht darum herum kommen, sich ernsthaft die Frage

zu stellen, ob die Karmaforschung Steiners wirklich in einem angemessenen Umfang aufgenommen und aufgearbeitet wurde bzw. wird? Oder ob Phänomene wie spontane Rückerinnerungen an frühere Leben, die immer mehr Menschen haben, und diverse Reinkarnationstherapien hier nicht zu einer gewissen Nivellierung in der Wert- und Einschätzung geführt haben. Oder aber auch, ob nicht Denken in und Messen an akademischen Kriterien bei den wissenschaftlich orientierten Anthroposophen zu einer gewissen Resignation gegenüber den vielen konkreten karmischen Einzelerkenntnissen Steiners und insbesondere den verschiedenen Karmaübungen als Forschungsmethoden geführt hat. Diese Fragen energisch aufzuwerfen und das Selbstverständnis Steiners in Bezug auf Reinkarnation und Karma vor dem Hintergrund seiner Biographie nachzuzeichnen, das ist sicher ein Verdienst der vorliegenden Arbeit Meyers.

Beachtenswert scheinen mir auch seine Ausführungen zu einer »spirituellen Artenforschung« (S. 138ff.). Grundlegend für dieses Kapitel ist der Satz Steiners aus der *Theosophie*: » ... dass in geistiger Beziehung jeder Mensch eine Gattung für sich ist.« Meyer schreibt dazu: »Im Unterschied zu den Tier- oder Pflanzenarten einer bestimmten Gattung, die zur selben Zeit im Raum verkörpert sein können – ausgenommen natürlich die ausgestorbenen Arten –, kommen die verschiedenen Arten (Persönlichkeitsgestalten), die zur selben Individualgattung gehören (eine bestimmte Individualität) nur nacheinander im Laufe der Zeit zur Erscheinung ... In diesem Sinne kann die geisteswissenschaftliche Karmaforschung als eine »spirituelle Artenforschung« bezeichnet werden. Ihr muss aber – soll sie nicht gleichsam in der Luft hängen oder zu irrtümlichen Arten-Verbindungen führen – die Erkenntnis der alle Arten einer Reihe verbindenden Individual-Gattung (eine bestimmte Individualität) zugrunde gelegt werden können.« (S. 141)

Mit dieser Argumentationslinie kann Thomas Meyer sehr schön deutlich machen, dass das Zentrum und das Fundament einer *wissenschaftlichen* Karmaforschung die Icherkenntnis sein muss, mit anderen Worten die intuitive Erkenntnis der Individualität (der geistigen Gattung)

eines Menschen. Nur diese Wesensintuition gibt einen *sicheren Grund* für die *Erkenntnis* des Zusammenhangs verschiedener Inkarnationen (der verschiedenen Arten) eines Menschenwesens; imaginative oder auch inspirative Erlebnisse, sie mögen noch so plastisch und intensiv sein, reichen hierfür nicht aus.

Eine mögliche Kritik an dem Buch scheint mir zu sein, dass es zu kurz ist. So mancher interessante Aspekt der Thematik hätte ausführlicher durchgearbeitet werden können. So bleiben beispielsweise Andeutungen zu dem reinkarnatorischen Hintergrund des Dichters Fercher von Steinwand etwas »luftig« stehen und werden dem geisteswissenschaftlichen Anspruch des Buchs nicht ganz gerecht – auch wenn sie an sich sogar richtig sein mögen. Hier könnte bei einer zu wünschenden zweiten Auflage der *Prozess der Urteilsbildung* in der Auseinandersetzung mit Steiners Karmaforschung und – in aller Bescheidenheit – der *Prozess der eigenen karmischen Erkenntnisbildung* noch ausführlicher thematisiert werden.

Steffen Hartmann

Krisenkinder

SPiegel-SPEZIAL 1/2009: **Was wird aus mir? Wir Krisenkinder: Das Selbstportrait einer Generation**, 6,80 EUR.

Was sucht denn »die Jugend« eigentlich, was will diese Generation, welche »Impulse« bringt sie mit – wie man auf anthroposophisch so gerne fragt. In der Reihe Spiegel-Spezial ist im Juli eine gerade dieser Frage gewidmete Ausgabe erschienen, verfasst von jungen Autoren. Die graphische Gestaltung, also das Erste, was uns beim in die Hand nehmen leitet, ist irreführend und einseitig aufgemacht. Während die Artikel durchaus differenzierte Denkanstöße und Selbstanalysen geben, suggeriert die sexistische Bildgestaltung einen oberflächlichen und reißerischen Inhalt. Diese Verselbständigung des Bildes hat zwei Seiten. Einerseits erlaubt es die Entwicklung einer eigenständigen Interpretationsebene, die von einem rein abbildenden oder illustrativen Bildverständnis Abstand ge-

nommen hat. Andererseits erlaubt diese Freiheit auch das Scheitern des Bildes, wie ich es in diesem Fall wahrnehme. Statt Interesse an einem allgemein-menschlichen Thema wird die Vorstellung einer sexualisierten Plastikwelt heraufbeschworen: alles andere als ein positiver Zugang für die, die die Frage nach der nachfolgenden Generation ernsthaft stellen.

Man kann also getrost über das Bildwerk hinwegsehen, denn das Lesen lohnt sich wirklich. Wer keine spirituellen Offenbarungen, sondern eine nüchterne Bestandsaufnahme sucht, wird hier mit Begegnungen und Betrachtungen belohnt, die allesamt selbstreflexiv und kritisch (im positiven Sinne) gehalten sind.

Ein Zitat aus dem Leitartikel kann vielleicht den ein oder anderen auf den Geschmack bringen:

»Sind wir zu angepasst? Was heißt das schon? Dass wir das System akzeptieren, heißt nicht, dass wir seine Mängel nicht sehen. Wir sehen nur keine Alternative.

Und wieso müssen wir uns eigentlich verteidigen? Sagt uns nicht dauernd, wie man sein muss, wenn man jung ist. Wir wollen nicht so sein, wie unsere Eltern mal waren.

Wir leben keine Pose. Wir wollen wissen, wie man ein gutes Leben führt. Das ist mehr, als viele Großrebellen vor uns hingekriegt haben.

Wir sind frei, weil uns keine Ideologie das Denken verbietet.

Wir brauchen keine Feinde, um uns gut zu fühlen.

Wir berauschen uns nicht an uns selbst.

Wir sind vernetzt, global. Wir sind mit kleinen Krisen aufgewachsen, deswegen verzweifeln wir jetzt nicht an der großen Krise.

Wir? Ein bisschen viel ›wir‹.

Wir sind eine Generation, aber als Generation fühlen wir uns nicht. Wir sind Einzelne, die sich gleichen.

Wir sind nicht ›wir‹.

Wir sind ich und ich und ich.« (S. 23)*

Die Signatur des Individuellen, Situativen, Ideologiefreien macht es dem gewohnten verallgemeinernden Blick schwer, hier noch etwas auf den Punkt zu bringen. Und das ist gut so, denn so haben wir die Chance, endlich in den Raum

der Freiheit einzutreten, in dem schablonenhafte Begriffe sowieso keinen Platz haben. Die jüngeren Menschen halten sich ja längst dort auf. Was die mangelnde Verbindlichkeit der sogenannten »Jugend« betrifft, unter der auch die anthroposophische Bewegung so leidet: Jetzt haben wir endlich die Möglichkeit, die jüngeren Menschen mal mit Interesse wahrzunehmen, auf sie zu zu gehen, statt geschlossenes Handeln von ihnen zu erwarten.

»Das Prekäre ist das, was uns verbindet, aber es verbindet uns nicht« (a.a.O., S. 17).

Lydia Fechner

*Aus: Mathieu von Rohr und Sandra Schulz: Die Unsichtbaren.

Denkweise der Mächtigen

ALEXANDER RAHR: **Putin nach Putin. Das kapitalistische Russland am Beginn einer neuen Weltordnung**, Universitas Verlag, Wien 2009, 293 Seiten, 19,90 EUR.

Wie in seinen vorherigen Büchern über Russland versucht der angesehene und in den Augen vieler Fachleute beste Kenner Russlands eine Innenansicht dieses rätselhaften Landes von 1991 bis heute. Es ist von der Sache her somit unvermeidlich, dass sich inhaltliche Überschneidungen mit dem 2000 erschienenen *Wladimir Putin. Der »Deutsche« im Kreml* und dem 2008 auf den Markt gekommenen Buch *Russland gibt Gas* ergeben. Im ersten Fall betrifft das die recht ausführliche Rekonstruktion von Putins Lebenslauf, im zweiten Fall die Rückkehr Russlands zu einer angeblichen Weltmacht, die im Konzert mit anderen aufstrebenden Mächten die von den USA dominierte unipolare in eine absehbare multipolare Weltordnung verwandeln würde. Beiden Themenbereichen widmet sich auch das dritte Buch Alexander Rahrs über Russland, ergänzt von der Thematisierung aktueller Entwicklungen, einer ausführlichen Vita des neuen russischen Staatschefs Medjedew und der Wiedergabe eines Gesprächs mit ihm. Für diese Innenansichten ist der Programmdirektor für Russland und Eurasien der Deutschen Gesellschaft für

Auswärtige Politik natürlich prädestiniert, ermöglicht ihm seine Funktion doch Gespräche mit maßgeblichen Vertretern der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Eliten Russlands und folglich einen direkten Zugang zur Denkweise der Mächtigen im Land.

Im ersten Teil des Buches »Judo und Joga« schildert der Autor Putins gar nicht so geheimniswittierte Biographie von den Anfängen seiner Agententätigkeit in der DDR für den KGB bis zur Präsidentschaft in der Nachfolge Jelzins. Hier ist zu lesen, was auch andersorts schon mehrfach beschrieben wurde, nur im Ton etwas sachlicher und zurückhaltender im Urteil.

Im zweiten Teil des Buches »Eiszeit und Tauwetter« wird in geraffter und kenntnisreicher Form die schleichende bis offene Übernahme der Staatsmacht durch die Oligarchen in der Jelzinära nachgezeichnet, mit all den bekannten katastrophalen Folgen für den russischen Staat und die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung. Ausführlich und spannend erläutert der Autor den Paradigmenwechsel durch Putins Machtübernahme mitsamt der ganzen Palette des russischen Modernisierungsdilemmas, das nach wie vor besteht. Russland hatte nämlich drei Transformationsprozesse gleichzeitig zu durchlaufen: Den der politischen Demokratisierung, den der Etablierung einer Marktwirtschaft und den der Dekolonialisierung des »nahen Auslands« in Richtung eines vom Westen stets offensiv eingeforderten »geopolitischen Pluralismus« im ehemaligen russischen Einflussraum. Der 11. September 2001 führte dann zu einer »neuen Freundschaft« zwischen den USA und Russland, das als Zeichen der Solidarität mit den USA seine Militärbasen in Kuba und Vietnam schloss und den USA gleichzeitig die Errichtung von Militärbasen im zentralasiatischen Raum ermöglichte, dabei in eine Haltung verfallend, die es auch heute, trotz aller antiamerikanischen Rhetorik, nach wie vor hat: »Was für eine Genugtuung ist es für die russische Elite, die in den 90er Jahren ihren imperialen Glanz verloren hatte, von der Supermacht USA wieder ebenbürtig behandelt zu werden.« (S. 172)

Diese amerikanisch-russische Interaktion auf

gleicher Augenhöhe währte aber nur, solange sie den USA nützte. Sukzessive, so zeigt Alexander Rahr, übergangen die USA legitime russische Interessen, dabei auf eine Strategie der Ausdehnung ihres Einflusses auf ehemaliges russisches Einflussgebiet setzend.

Die Energiefrage birgt diesbezüglich den größten Sprengstoff, folgt man den Ausführungen des Autors im dritten Teil »Präsident unter Putin«, der mit besagter Überschrift den wahren Machthalter in Moskau benennt. Nicht nur würde Russland die NATO-Erweiterung auf die Ukraine und Georgien »als Kriegserklärung« betrachten, nicht nur fühlte es sich durch die US-Raketenabwehr bedroht, auch fehlt Europa nach Einschätzung Alexander Rahrs der nötige Realitätssinn, um das ganze Ausmaß möglicher Konflikt-Zuspitzungen zu erfassen. »Die im Glauben an die ›soft power‹ sich in einer komfortablen Sicherheitslage zurücklehnen den Europäer können oder wollen das ›Great Game‹ zwischen USA und Russland im Süden des postsowjetischen Raums, wo sich die strategischen Energiereserven für die Welt im 21. Jahrhundert befinden, nicht wahrhaben. Ziel amerikanischer Politik ist es, das Schwarze Meer zu einem NATO-Binnengewässer umzufunktionieren« (S. 244). Der Georgienkrieg im August 2008 wird auch unter diesem Gesichtspunkt plausibel.

Alexander Rahr zitiert am Ende seines mehr als lesenswerten Buches eine Reihe von Vertretern europäischer Think Tanks, die in naher Zukunft die Rückkehr der NATO zu ihrer alten Mission der Eindämmung und Schwächung Russlands sehen. Dazu werden die USA den Iran in ihre Strategie einbinden müssen. Wie Spiegel online Monate nach Erscheinen dieses Buches meldete, kündigte Obama als erste außenpolitische Kursänderung eine veränderte Haltung dem Iran gegenüber an. Danach gelte es nun, auf diesen zuzugehen. Solange Europa keine ausgewogene Positions- und Vermittlungsbestimmung zwischen den beiden Kontrahenten in Ost und West findet und Russland in einseitigen Vorverurteilungen, sei es im Georgienkrieg oder in dem Gasstreit zwischen Russland und der Ukraine, düpiert, wird sich Russland

in sich verhärten und die USA ein wiederum sich dadurch bedroht fühlendes Europa gegen Russland in Stellung bringen können.

Gerd Weidenhausen

Das Sein und das Nichts

ANDRÉ GORZ: **Der Verräter**. Mit dem Essay »Über das Altern«, Rotpunktverlag, Zürich 2008, 448 Seiten, 27,50 EUR.

ANDRÉ GORZ: **Brief an D. Geschichte einer Liebe**, Btb Verlag, München 2009, 107 Seiten, 7 EUR.

Hic Rhodus, hic salta! Zeige hier, was du kannst! Mit dieser messerscharfen Aufforderung, deren Sender und Empfänger diesmal identisch sind, beginnt die minutiöse und schamlose Selbsterforschung, die der noch keine 35 Lenze zählende André Gorz – später wird man ihn einen bedeutenden Sozialphilosophen und wichtigen Literaten nennen – von Dezember 1955 bis September 1956 mit beinahe stupidem Ehrgeiz Tag für Tag auf weißes Papier kritzelte und schließlich *Der Verräter* betitelte.

Es ist schon verrückt: Während Gorz anno 2006 seiner bereits langjährigen Frau Dorine einen autobiographischen *Brief an D.*, einen Liebesbrief schrieb, der kaum 100 Buchseiten umfasste (und zugleich zum letzten Werk des Autors wurde, da er sich kurz darauf mit seiner schwerkranken Frau für den gemeinsamen Freitod entschied), so brauchte der intellektuelle Jüngling Gorz etwa 50 Jahre zuvor an die 400 Seiten, um seine Selbsterforschung literarisch ins Werk zu setzen. Bei der Lektüre merkt man jedoch schnell: Der damalige Gorz hatte sein damaliges Schreiben unbedingt und existenziell nötig; mäandernd, sprunghaft, spontan, unerschrocken, zugleich argumentativ scharf und präzise, wetzte Gorz alle möglichen Messer zur großen sprachlichen Selbstoperation.

Während der wunderbare *Brief an D.* seit seinem Erscheinen zu einem Bestseller avancierte – und jetzt auch günstig als Taschenbuch vorliegt¹ –, ist mit *Der Verräter* nun die Erstlingsbiographie von Gorz der Vergangen- wie Vergessenheit entzogen und dem deutschen Lesepublikum wieder zugänglich gemacht, nachdem eine ers-

te Übertragung von 1980 längst vergriffen war. Der Rotpunktverlag, der sich der jetzigen Wiederherausgabe annahm, hat eine umfangreiche Ausgabe vorgelegt, die vom Journalisten und Historiker Thomas Schaffroth eingeleitet, von Jean-Paul Sartre ausgeleitet (sein Nachwort war in der französischen Erstausgabe 1958 als Vorwort konzipiert) und zudem von Gorz selber um seinen hier erstmals übersetzten Essay *Über das Altern* aus dem Jahre 1961 ergänzt wird.

In seinem kritischen Kommentar nennt der von Gorz nahezu vergötterte *Grandseigneur* des Existenzialismus – Sartre – dessen Buch ein »radikales«, da es »wie eine Maschine mit *feedback* organisiert [ist]: Die Gegenwart verändert unablässig die Vergangenheit, aus der sie hervorgegangen ist.« Zugleich ist Gorz' Werk für Sartre eine »Aufforderung zum Leben«: »Die großen Gemetzel des Jahrhunderts haben aus Gorz einen Leichnam gemacht; er aufersteht von den Toten, indem er eine Aufforderung zum Leben schreibt.« Was ist von diesen Statements zu halten, wenn man das Buch studiert?

Die Kommentare Sartres erscheinen durchaus treffend, da Gorz nicht wirklich *über* sein Leben schreibt, sondern sein Schreiben *ist* für ihn sein einziges Leben, die einzige Form zu existieren. Dies bietet die Chance, am Leben, nicht bloß am Schreiben des Autors zu partizipieren, zugleich heißt das aber auch, dass man sich den Irrungen und Wirrungen aussetzt, die das Leben (und somit bei Gorz das Schreiben) bereitet. Summa summarum: Diesen Gorz zu erleben ist nicht entspannend; er serviert nicht gut verdaute, biographisch fundierte Zeitgeschichte, sondern es zwickt und juckt und stört ständig und überall, weil der Autor beim permanenten *Erschaffen seines Lebenssinns* beobachtet und ausgehalten werden muss. Wer also lieber gemütlich und genüsslich lesen mag, sollte ja die Finger von diesem Buch lassen!

Lässt man sich auf Gorz trotz oder wegen alledem versuchsweise ein, kann man mit ihm diverse biographische und historische Stationen bereisen. Denn arm an Reflexionen ist das Buch keinesfalls. Nur schreibt Gorz über seine Vergangenheit immer genau so viel (oder eben so wenig), wie er selbst zum Verstehen seiner

jetzigen Lage – die sich im Verlauf des Buches auch ständig ändert – wissen muss. Historisch erfahren wir immerhin dies: Eindrücke seiner Kindheit in Wien als Sohn eines jüdischen Vaters und einer katholischen Mutter, die Jahre als Gymnasiast, Student und Flüchtling in der Schweiz, wo er *für sich selbst beschließt*, Franzose zu werden, schließlich die Übersiedlung nach Paris. Zeitgeschichte, Theorieentwicklung und individuelle Erfahrung finden sich hier aufs Engste verknüpft, jedoch alles immer aus letzterer heraus sich speisend.

Wichtig ist noch Folgendes: Gorz teilt sein Buch in vier große Kapitel, sie heißen »Wir«, »Sie«, »Du« und »Ich«. Er schreibt durchweg in Er-Form, macht sich also in der dritten Person Singular selbst zum Objekt seiner Darstellungen – um im letzten Kapitel die Vereinigung zu wagen und auch als »Ich« zu schreiben. Die einzelnen Kapitel vereinen teils marxistische Gesellschaftsdiagnostik, freudianische Selbstanalyse, existenzphilosophische Topoi und biographische Rückschau, insgesamt zeugen sie vom schlingernden Suchen des 1923 in Wien als Gerhard Hirsch geborenen Gorz, der seiner Existenz und Identität, ja nicht einmal seines Namens je sicher sein konnte (und wollte!), und für den die Geschichte als Halb-Jude, Halb-Nazi, Halb-Österreicher, Halb-Schweizer, Halb-Chemiker, Halb-Philosoph und Halb-Journalist auch keinen maßgeschneiderten Identitätsmantel parat hielt.

Gorz' engagierte Selbsterforschung läuft zuerst auf geradezu nichts hinaus; mitzuerleben, wie aus diesem Nichts jedoch nach und nach mittels des Schreibens alles, nämlich eine Existenz *geboren* wird, die sich dadurch eine Perspektive verschafft und erarbeitet, dies macht die Lektüre von *Der Verräter* möglich. Das ist nicht viel, aber auch nicht wenig. Zu bedenken bleibt dabei: Es ist erst der Anfang, das erste Werk von Gorz, nicht sein letztes. Auch das merkt man.

Philip Kovčič

1 Ausführliche Rezension zu Gorz' Brief an D. vom Verfasser in: DIE DREI 2/2008, S. 90f.

Preise als Schicksalsboten

THOMAS BERNHARD: **Meine Preise**, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 2009, 139 Seiten, 15,80 EUR.

Wenn der österreichische Schriftsteller Bernhard Situationen und Ereignisse seiner Preisverleihungen skizziert, geht es nicht nur um die bekannten tumultuarischen Saal-Szenen oder aufgebrauchte Veranstalter, Zuschauer und Politiker; es handelt nicht nur vom lauten Schnarchen des Ministers bei den offiziellen Reden, von den Musikern, die an vielen Stellen patzten oder von knallenden Türen.

Nein, wenn dieser Schriftsteller schreibt, geht es immer auch um das tägliche Überleben, um das Entkommen aus einem in die Tiefe ziehenden Seelenabgrundes: »... ich war nur noch eine höchst bedauerliche Karikatur meiner selbst und an mein fürchterlichstes Existenzglück gekettet, als der Literaturpreis der Freien Hansestadt Bremen kam. Nicht der Preis selbst war es, der mich aus meinem Stimmungs-, ja aus meiner Existenzkatastrophe errettete, sondern der Gedanke, mit der Preissumme von zehntausend Mark mein Leben abzufangen, ihm eine radikale Wendung zu geben, es wieder möglich zu machen«. (S. 36)

Schon in seiner Kindheits- und Jugendzeit musste ein täglicher Kampf gegen die Selbstmordneigung ausgefochten werden, und Bernhards Lebensweg ist von der Signatur eines Opferdaseins geprägt. Ungewollt von der Familie (mit Ausnahme des Großvaters) wächst er fast beziehungslos auf, wird in einem nationalsozialistischen Schülerheim traktiert, von Ärzten falsch diagnostiziert – mit fatalen gesundheitlichen Folgen für das ganze Leben.

Diese Verlorenheit und Unverbindlichkeit kommen z.B. auf folgende Weise zum Ausdruck: Mit den zehntausend Mark der Bremer Preissumme schließt Bernhard ohne jede Bedenkzeit einen Vorvertrag für einen verlassenen und vor Fäulnis stinkenden Vierkanthof ab. Kurz darauf hat er schlaflose Nächte und zweifelt, ob denn die getroffene Entscheidung richtig gewesen sei, um dann doch kurzerhand den Vertrag abzuschließen. Diese Brüchigkeit und Zwie-

spältigkeit des handelnden Bernhard begleiten den Leser auf jeder Seite. Ebenfalls wird das in extremer Weise für sein Denken geschildert, wenn Bernhard aus zufälligen Assoziationen wenige Momente vor einer Preisverleihung endlich und nach langem Zögern einen Einfall hat: »Mit der Kälte nimmt die Klarheit zu«. An diesen Satz schließen sich weitere Sätze an, was dann die Grundlage für eine kurze und skandalträchtige Rede bei der Verleihung wird. Dieser Vorgang der verzweifelten Suche nach einer Rede wiederholt sich mehrmals. Durch seine berühmt gewordenen Kunst der völligen Übertreibung spitzt er solche Situationen zu; ständig schildert er auf diese Weise Seelenszenen zwischen Normalität und Wahnsinn. Vom Julius Campe Preis (1964) bis zum Literaturpreis der Österreichischen Bundeswirtschaftskammer (1976) werden (allerdings nicht

chronologisch) neun Bilder aus dem Leben des Autors entworfen. Sie finden sich in einem Typoskript aus dem Jahre 1980, das von Bernhard überarbeitet und höchst wahrscheinlich kurz vor seinem Tod 1989 für die Veröffentlichung bestimmt war. Dieser Nachlassfund wurde nun – leicht überarbeitet – publiziert.

Ob das laute Schnarchen des Ministers Dichtung oder Wahrheit ist, das zu beurteilen wird, wie vieles andere, dem Leser selbst überlassen bleiben; denn Bernhard hat kaum Mühe auf irgendeine Art von Nachprüfbarkeit verwendet. Das ist auch nicht wesentlich. Seine Dichtung als Überlebenskampf geht jedem einfühlsamen Leser tief ins Herz; denn man verfolgt ein Zeitenschicksal in besonderer Intensität, dessen Grundlinien auch in der eigenen Seele gefunden werden können.

Wolfgang Kilthau